

# Suchen, was den Einsatz lohnt

Priesterausbildung im heutigen Kontext

Eva-Maria Faber, Chur

Im Nachdenken über die verschiedenen pastoralen Berufe taucht in der jüngeren Zeit immer wieder das Stichwort Profil auf. Gesucht wird nach Profis, die Profil haben, ein Profil, das ihr Profisein rechtfertigt.

So sehr dies Berechtigung hat, so sehr bleibt doch offen, woher ein solches Profil gewonnen werden könnte. Zudem kennen wir die Rede vom Sich-Profilieren allzu gut aus Bereichen, wo das Profil auf Kosten anderer gesucht wird und mit der Wahrheit des eigenen Lebens wenig zu tun hat. In jedem Fall aber stellt sich die Frage, wo der „Konstruktionspunkt“ eines solchen Profils liegen könnte – und damit trifft sich die Suche nach dem Profil für die kirchlichen Berufe mit Profilierungsnöten unserer Zeit überhaupt, Profilierungsnöte, die aus der Suche vieler Menschen nach ihrer Identität erwachsen.

Ich möchte diesem zeitgenössischen Kontext in einem ersten Abschnitt kurz nachgehen. Davon ausgehend sollen einige Aspekte bedacht werden, die in der Ausbildung von Priestern bedeutsam sein könnten<sup>1</sup>.

## I.

Zur Charakterisierung gegenwärtiger gesellschaftlicher Phänomene spricht man heute oft von Individualisierung. Gemeint ist damit die größere Freiheit, in der Menschen heute ihr Leben gestalten können. Weniger als in früheren Zeiten muss der Lebenslauf einem vorgegebenen Flussbett folgen. Die Biographie wird darum zum Gegenstand der eigenen gestalterischen Kräfte. Konstruktionspunkt meiner Biographie ist nicht meine Herkunft, nicht meine Familie, nicht die Gesellschaft, sondern Konstruktionspunkt meiner Biographie bin ich. Im positiven Fall ist es auf diese Weise möglich, mehr zu leben als gelebt zu werden, eigene Optionen in das Ganze des Lebens hinein umzusetzen, ein eigenes Profil zu entwickeln. Die Normalbiographie wird somit zur ‚Wahlbiographie‘.

---

<sup>1</sup> Dem Artikel liegt ein Vortrag im Collegium Borromaeum in Freiburg i.Br. zugrunde; er ist deswegen auf die Priesterausbildung hin formuliert. Vieles ließe sich aber auf die Ausbildung anderer Seelsorger und Seelsorgerinnen, manches auch auf die geistliche Ausbildung etwa in Ordensgemeinschaften übertragen.

Mit kritischem Zungenschlag sagen manche: sie wird zur ‚Bastelbiographie‘<sup>2</sup>. In diesem Begriff deutet sich die Kehrseite dessen an, was sich zuerst als Errungenschaft ausgibt. Ganz abgesehen von einer Tendenz zur unverbindlichen oder gar rücksichtslosen Lebensgestaltung macht sich bemerkbar, dass mit der Individualisierung ein Verlust von Orientierungspunkten einhergeht. Der Bastelbiographie fehlt womöglich eine integrierende Mitte; sie wird darum zur Bruchbiographie<sup>3</sup>. Woher nehme ich meine Identität, aufgrund derer ich meiner Biographie Profil geben könnte? Wenn sie mir aber fehlt, werde ich allzuleicht zum Spielball verschiedener Sinn-Anbieter, die weniger auf mein Profil denn auf ihren Profit aus sind.

Wir leben also in einer Zeit, in der das, wofür die eigene Lebenszeit eingesetzt werden soll, nicht schon vorgegeben ist, sondern frei gewählt werden kann, ja: frei gewählt werden muss – in Anlehnung an Sartre formuliert: „Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt“<sup>4</sup>. Darum sind alle Menschen vor die Aufgabe gestellt, suchen zu müssen, was ihren Einsatz lohnt. Wo eine solche orientierende Grundoption fehlt, macht sich Leere breit, alle Möglichkeiten werden gleichgültig. Auch abgesehen von konkreter Arbeitslosigkeit könnte das Wort aus dem matthäischen Weinberggleichnis „Niemand hat uns angeworben“ (Mt 20,7) zur entlarvenden und erschreckenden Diagnose eines verbreiteten Lebensgefühls werden.

Für uns Christen darf gelten, dass wir bei der Suche nach dem, was den Einsatz lohnt, einen Vorsprung haben. Wir sind „Angeworbene“; wir tragen unseren Namen unter Berufung auf den, der in der Sendung seines Vaters sein ganzes Leben einsetzte für uns und der uns seinen Geist geschenkt hat, damit wir in ihm leben können wie er: im ganzen Einsatz unserer selbst.

Dies gilt nicht nur für Priester, nicht nur für Profis, und ich möchte dies in einem ersten Schritt unterstreichen, um gerade so auch das Lohnende des seelsorglichen und speziell des priesterlichen Einsatzes zu profilieren, nicht auf Kosten, sondern im Dienst des gemeinsamen christlichen Profils. Nicht das Angeworbensein, nicht der Einsatz begründet Unterschiede zwischen Christen, sondern die Art ihres Einsatzes. Gewiss, ich erinnere damit an

---

<sup>2</sup> „Die Normalbiographie wird damit zur ‚Wahlbiographie‘, zur ‚reflexiven Biographie‘, zur ‚Bastelbiographie‘: U. Beck; E. Beck-Gernsheim, *Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*, in: dies. (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M. 1994 (edition suhrkamp 1816), 10–39, 13.

<sup>3</sup> Beck/Beck-Gernsheim, *Individualisierung*, a.a.O., 13.

<sup>4</sup> Beck/Beck-Gernsheim, *Individualisierung*, a.a.O., 14. Vgl. D. Pollack, *Individualisierung statt Säkularisierung? Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionssoziologie*, in: K. Gabriel (Hrsg.), *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität*. Gütersloh 1996 (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1), 57–85, 63.

Selbstverständlichkeiten. Spätestens seit dem II. Vatikanischen Konzil ist prinzipiell das Wissen um die Teilhabe aller an der Sendung der Kirche, die Berufung aller zur Heiligkeit gewachsen. Dennoch dürfte die praktische Umsetzung auch heute noch dahinter zurückbleiben. Gerade heute scheint es in weiten Bereichen der Pastoral schwer, wenn nicht unmöglich zu sein, den ganzen Anspruch des Christlichen zuzumuten. Allzu viele Christen scheinen sich damit zu begnügen, in manchen Bereichen ihres Lebens ein bisschen religiös zu sein.

Von der Sache her ist eine solche Marginalisierung dem christlichen Glauben jedoch fremd. Das Leben aus der vorbehaltlosen Selbstgabe Gottes kann nicht nur so nebenher mitgenommen werden. Dies gilt umso mehr, als der Gott, der sich ganz für uns öffnet, uns sein Leben nicht unabhängig von unserer eigenen Antwort aufdrängt, sondern uns damit beschenkt, indem er uns in seine schenkende Liebe hineinnimmt. Geschaffen als Ebenbild Gottes können wir Erfüllung nur finden, indem wir uns dem vollkommenen Ebenbild Gottes, dem menschgewordenen Sohn, gleichgestalten lassen – auch in seiner Hingabe.

In früheren Zeiten ist der Anspruch des Glaubens auf die Ganzheit des Lebens dadurch zum Tragen gekommen, dass alle Lebensbereiche mehr oder weniger christlich geprägt waren. Ganz gleich, wie man dazu steht, diese Zeiten sind vorbei. Eine Rückkehr in eine christentümlich geprägte Gesellschaft steht nicht in Aussicht, ebenso wenig (und überdies nicht wünschenswert) eine Rückkehr in katholische oder christliche Ghettos. Die christliche Berufung, das eigene Leben ganz aus dem Glauben zu prägen, ist eine Berufung, die heute von den Einzelnen übernommen werden muss. Davon kann selbst eine noch so lebendige Gemeinde nicht dispensieren. Auch wir Christen können heute der Individualisierung nicht entgehen, wohl aber gibt uns der Glaube eine Identität, von der her wir die damit verbundenen Chancen profiliert aufgreifen können.

Darum ist es dringlicher denn je, die einzelnen Christen zu *ihrem* Einsatz zu motivieren und zu befähigen, ihnen diesen Einsatz zuzumuten und zuzutrauen, in welcher Form auch immer, in welchem Bereich auch immer. Christsein ist nicht als Verzierung anzubieten, sondern als radikaler Anspruch; der kirchliche Bereich ist nicht bloß Spielwiese für Freizeitaktivitäten, sondern Raum der Einübung in den ganzen Ernst des Christseins.

Ich will damit nicht die Wende zu einer Elitekirche propagieren. Ich wage vielmehr die These, dass eine derart anspruchsvolle Pastoral auf der ganzen Breite kirchlichen Lebens und kirchlicher Verkündigung angezeigt und fruchtbar ist. Vielleicht ist die Botschaft: „Ihr seid als Christen Angeworbene; dieser Gott nimmt euch, nimmt dich ganz ernst“ heute die frohe

Botschaft schlechthin, eine Botschaft, von der sich immer mehr herausstellt, dass ohne sie das Menschsein des Menschen auf dem Spiel steht, weil es allzu wenig zu geben scheint, was sonst den Einsatz wirklich lohnt.

Die Erfahrung, von Gott in Anspruch genommen und gebraucht zu sein, darf die Priesteramtskandidaten, darf Priester, darf Seelsorger und Seelsorgerinnen aller Kategorien mit Dankbarkeit erfüllen. Sie haben gefunden, was den Einsatz lohnt. Eben diese Freude am Angeworbensein gehört aber auch zum Inhalt dessen, was sie weitervermitteln sollen. Die Erfahrung, in Gott nicht nur unbedingte Güte und Geborgenheit zu finden, sondern von ihm auch das Glück der zugetrauten Aufgabe zu empfangen, gilt es weiterzutragen. Gerade dies ist die Botschaft, die den Einsatz lohnt, weil der Dienst an dieser Botschaft ein notwendiger, notwendender Dienst ist. Zugleich ist es ein schöner Dienst, die Einladung Gottes in sein Projekt mit uns Menschen weiterzusagen. Lohnend ist es auch, diesen Dienst als ordinierter Amtsträger zu übernehmen, der in den verschiedenen kirchlichen Lebenszusammenhängen dafür einsteht, dass unser aller Einsatz Gnade ist und seinen Ursprung in dem uns unerdenklichen und unverfügbaren Selbsteinsatz Gottes in Jesus Christus hat<sup>5</sup>.

## II.

Suchen, was den Einsatz lohnt – das ist allen Christen aufgetragen. Wer aber diese Suche „als Profi“ unterstützen soll, der muss selbst umso mehr gesucht haben; wer anderen in ihren Einsatz hinein helfen soll, muss den eigenen Einsatz selbst umso mehr durchbuchstabiert haben; wer anderen das Lohnende dieses Einsatzes vermitteln will, muss in die Freude an diesem Einsatz selbst umso mehr hineingewachsen sein. Dieser Reifungsprozess beginnt in der Zeit der Ausbildung und dauert – hoffentlich – lebenslänglich an. Als Rahmenbedingungen dieses Prozesses sind heute die Phänomene der anfangs unter dem Stichwort Individualisierung gekennzeichneten gesellschaftlichen Situation zu beachten. Wer heute Priester wird, tut dies im Rahmen einer Wahlbiographie: Er entscheidet sich für einen Weg, der nicht nur als solcher nicht selbstverständlich ist, sondern von dem zudem noch ebensowenig selbstverständlich ist, dass er die ganze Entschiedenheit einfordern soll. Darum sei weiter gefragt, wie in der Priesterausbildung heute dieser Situation Rechnung getragen werden kann. Ich möchte dies in drei Punkten tun:

---

<sup>5</sup> Im Unterschied dazu ließe sich der spezifische Auftrag von Laien im pastoralen Dienst in der Sorge um die Verwirklichung des Geschenkten im Leben der Kirche und der einzelnen Christen bestimmen.

- Die Zeit der Ausbildung sei eine Zeit des Suchens, was den Einsatz lohnt.
- Die Zeit der Ausbildung sei eine Zeit, den Einsatz zu lernen.
- Die Zeit der Ausbildung sei eine Zeit des Fragens: Lohnt es sich?

• *Die Zeit der Ausbildung sei eine Zeit der Suche.*

Es gilt zu suchen, was den Einsatz lohnt, und diese Suche ist das erste, was die Priesterausbildung prägt. Wer Priester werden will, der muss einstehen für den christlichen Glauben. Er mutet anderen zu, diesen Glauben anzunehmen – anzunehmen für den Ernstfall des ganzen Lebens. Es wäre nicht redlich, dies zu tun, ohne die Fragen, die dieser Glaube aufwirft, selbst durchdacht zu haben. Wer selbst seinen Glauben für einen alten Ladenhüter hält und das schale Gefühl hat, gegen den Trend etwas verkaufen zu müssen, was keiner will und was ja im „wirklichen Leben“ auch nicht zu gebrauchen ist – der sollte die Zumutung des Glaubens besser nicht verkündigen. Vor der Verkündigung muss die Entdeckung liegen, dass hier ein Schatz zu heben ist.

Die Zeit der Ausbildung sei darum die Zeit, in der ganzen Radikalität denkenden und existentiellen Fragens durchzubuchstabieren, warum wir Christen bekennen, in Jesus Christus gefunden zu haben, was den Einsatz lohnt. Warum ist auch in einer Epoche, die so viele Möglichkeiten aufweist und die so viele Wege eröffnet, dieser Jesus Christus der Weg, die Wahrheit, das Leben schlechthin? Dafür einstehen kann man nicht, wenn man die Vielfalt der Möglichkeiten einfach ausblendet, von vornherein schlecht macht, womöglich aus uneingestandener Angst, es könne da doch etwas Überzeugenderes zu finden sein. Die Zeit der Ausbildung sollte eine Zeit der Konfrontationen sein: Konfrontation der einen Wahl mit den vielen anderen Meinungen, eine manchmal schmerzliche Konfrontation, weil sie vor die Entscheidung des „Entweder–Oder“ stellt. Zeit aber auch der Integration, um ein falsches Entweder–Oder zu überwinden und zu verstehen, wie die vielen Möglichkeiten in der einen Option des Glaubens eingeborgen sein können. Solches Durchbuchstabieren des Glaubens wird allerdings nicht einfach in die Gipfelerfahrung münden, welche die Unübersichtlichkeit der komplexen Welt überlegen überschauen lässt. Wohl aber dürfen und sollen die Wurzeln so tief eingesenkt werden, dass auch dort, wo der Glaube keine glatten Antworten auf die Aporien unserer Welt gibt, das Vertrauen bleibt: „Ich weiß, wem ich Glauben geschenkt habe“ (2 Tim 1,12).

Diese Suche hat eine sehr persönliche Dimension. Denn der christliche Glaube ist ein Schatz, der sich finden lassen will und bei dem das Finden selbst Teil des Schatzes wird. Das Gleichnis vom Schatz (Mt 13,44) will auf die Radikalität hinaus, mit der das Finden die Konsequenz nach sich zieht,

freudig alles andere zu verkaufen. Und gerade dies zeigt doch, dass der Schatz sich nur in der sehr existentiellen Begegnung entbirgt. Seine Kostbarkeit zeigt sich für jeden nicht zuletzt von dem her, was dafür zurückgelassen wurde; der Schatz hat eine Entdeckungsgeschichte, die zu seiner Kostbarkeit gehört. So trifft sich dieses Bild mit dem des Steines, von dem die Offenbarung des Johannes spricht: auf diesem Stein steht ein neuer Name, den nur der kennt, der ihn empfängt (Offb 2,17).

Somit ist die Individualisierung nicht nur eine Vorgabe des gesellschaftlichen Kontextes, sondern grundlegende Eigenart christlichen Suchens, das immer schon ein sehr persönliches Engagement eingefordert hat. Die gegenwärtige Situation, in der das äußere Gehaltensein im Glauben ebenso wie gesellschaftliche Stützen des Weges zum Dienst als Priester wegfallen, verstärkt nur das, was ohnehin auf dem christlichen Glaubensweg gefordert ist, was nun aber unabdingbar wird, um ihn überhaupt durchzuhalten.

Auch hier gilt: wenn in der Pastoral heute der Akzent darauf liegen muss, die Einzelnen zu ihrer je eigenen christlichen Lebensgestalt zu befähigen, dann müssen angehende Seelsorger selbst gelernt haben, was es heißt, den eigenen, unvertretbaren Weg zu suchen. Ebenso wenig wie in der Pastoral überhaupt darf in der Priesterausbildung die Herausforderung an die Einzelnen durch einen missverstandenen Ruf in die Gemeinschaft überspielt werden. Gewiss wird Christsein in der Gemeinschaft der Kirche gelebt und durch diese Gemeinschaft getragen, und zu Recht wird dies in manchen kirchlichen Zusammenhängen auch sehr konkret. Doch machen wir uns und anderen etwas vor, würden wir diese Einbindung in Gemeinschaft als Dispens von der je persönlichen und manchmal auch einsamen Suchbewegung verstehen. Der Glaube verlangt eine unverwechselbare und unvertretbare Antwort, um die jeder selbst ringen muss. Wenn wir aus dem zeitgenössischen Pluralismus auch für unseren christlichen Glauben etwas lernen können, dann den Plural in den Glaubensantworten, den Plural der Spiritualitäten. Ein solcher Plural ist nicht gleichbedeutend mit der Beliebigkeit, in der sich manche Zeitgenossen ihren Glauben und ihr Christsein je selbst zu-rechtschneidern. Der Glaube ist gewiss nicht etwas, das nur „für mich“ gilt ohne Verbindendes und Verbindliches. Dennoch: er kann nicht ohne je persönliche Übernahme bleiben.

So sehr darum die in der Ausbildungssituation gegebene gemeinsame Suche im Rahmen von Theologenkonvikten und Priesterseminaren hilfreich und fruchtbar ist, so sehr wird immer wieder darauf zu achten sein, dass es in der Nachfolge Jesu dennoch nicht *den* gemeinsamen Weg gibt. Die hl. Caterina von Siena hat im Gespräch von der göttlichen Vorsehung als Wort des Herrn an sich selbst niedergeschrieben: „Ich will, daß du achtsam bist und dich selber tadelst, so oft der Teufel oder dein eigener Unverstand dich dazu

drängen, alle Meine Diener auf den gleichen Weg, den du selber gehst, zu schicken und sie darauf sehen zu wollen“<sup>6</sup>. Die uralte Versuchung, den eigenen Weg am liebsten von allen begangen zu sehen, kannte schon Paulus, wenn er schreibt: „Ich wünschte, alle Menschen wären wie ich“ (1 Kor 7,7), aber er korrigiert sich gleich: „Doch jeder hat seine Gnadengabe von Gott, der eine so, der andere so“.

Die Ausbildung muss darum den einzelnen den Raum gewähren, wie sie ihre eigenen Gnadengaben empfangen und entdecken können, im Bereich der Spiritualität, hinsichtlich der Gebetsformen, in der Gestaltung des Tagesablaufs, in der Weise des Studierens. Gerade deswegen wird ja die Bedeutung der persönlichen Einzelbegleitung heute mehr denn je geschätzt. In diesem Zusammenhang sei, ohne der Trägheit das Wort zu reden, auch daran erinnert, dass es außer einem Zuwenig auch ein Zuviel geistlicher Angebote geben kann. Gerade in Zeiten der Hochschätzung von Spiritualität ist zu schauen, dass sie nicht zum Bereich einer Vielwisserei wird, welche die Anregungen des Geistes überlagert. Geistliche Hilfestellungen dürfen nicht so satt machen, dass die Suchbewegungen von Antworten überdeckt, die Sehnsüchte von Methoden verschüttet werden, und der Hunger nach dem Finger Gottes, der mir meinen Weg weist, gar nicht erst aufkommt. Geistliches Leben kann auch zerredet werden. Zudem muss die Treue zur unvertretbar mir zugemuteten Nachfolge eingeübt sein, wenn nach der Seminarzeit manche Stützen gemeinschaftlicher Formen fallen.

Die Sorge um Freiräume für die Suche nach dem je eigenen Profil ist nicht nur Aufgabe der Vorsteher, sondern muss auch von den Studierenden untereinander eingeübt werden. Der eigene Weg mag recht sein für mich, er ist es noch lange nicht für alle. In einer gemeinschaftlichen geistlichen Ausbildung kann leicht ein Klima entstehen, in dem auf einmal bestimmte Formen als alleinseligmachend gelten. Wer da nicht im Trend liegt, hat es schwer, das zu tun, was allen aufgetragen ist: den eigenen Weg zwar prüfen zu lassen, um nicht den eigenen Geist mit dem Geist Gottes zu verwechseln, dann aber dem Geist Gottes unbeirrt zu folgen. Vor der Führung Gottes, wie sie anderen widerfährt, ist Ehrfurcht geboten. Und für das eigene Leben gilt es, sich selbst dieser Führung zu überlassen, statt sich einfach dem anzuschließen, was bei anderen als „das Normale“ zu beobachten ist. Für mich selbst muss ich selbst geradestehen.

In der Osternacht schillert bei der Tauferneuerung die Antwort oftmals zwischen „Wir glauben“ – so steht es in der alten Ausgabe des Gotteslobes –, und „Ich glaube“, wie es in der revidierten Ausgabe des Gotteslobes wohl

---

<sup>6</sup> Caterina von Siena, *Gespräch von Gottes Vorsehung*. Eingeleitet v. E. Sommer-von Seckendorff u. H. U. v. Balthasar. Einsiedeln 1964 (Lectio spiritualis 8), 133 (Nr. 104).



angemessener heißt. Bei der Taufenerneuerung wird nicht das gemeinschaftliche Glauben der Kirche erfragt, sondern mein persönliches Bekenntnis. Ganz ähnlich ist es bei der Ordination. Wenn die Weihekandidaten gefragt werden: „Bist du bereit?“, dann können sich die einzelnen auch nicht mehr umschauen, ob denn die anderen wohl auch bereit sind, so dass man sich zusammen auf das „Wir sind bereit“ zurückziehen könnte. Vor allem kann niemand von denen, die gesagt haben: „Ich bin bereit“, später fragen, warum der eigenen Bereitschaft mehr und scheinbar Schwierigeres abverlangt war als den anderen. Wenn ein anderer es leichter hat, was geht das dich an? „Du aber, folge mir nach“ (Joh 21,22).

• *Ausbildung ist die Zeit des Lernens, was Einsatz bedeutet.*

Ältere Priester berichten rückblickend, meist kritisch, sie seien aufgerufen worden, sich verheizen, sich aufbrauchen zu lassen. Demgegenüber wird heute mehr gesehen, dass Nächstenliebe nicht gegen eine gesunde Selbstliebe ausgespielt werden darf. Man muss auch etwas einzusetzen haben, das ist die eigene Gesundheit, die eigene innere Ruhe, Kultur und Stil des eigenen Lebens, die durchaus auch Zeit beanspruchen. Da Priester Menschen sind, von denen erwartet wird, dass sie für andere nahezu unbegrenzt zur Verfügung stehen, müssen sie gelernt haben, ihre Einsatzkapazitäten einzuschätzen, müssen sie gelernt haben, nein zu sagen nicht erst dann, wenn der Zusammenbruch unmittelbar bevorsteht.

Im übrigen braucht es Vorbilder gerade in diesem Punkt! So sei an dieser Stelle zu einer kleinen Gewissenserforschung eingeladen. Wie oft haben Sie in letzter Zeit gesagt: „Ich habe im Moment nicht viel zu tun, die Arbeit lässt mir Luft?“ Demonstrieren wir uns nicht alle pausenlos, wie überbelastet wir sind? Statt zu sagen: „Ich geh morgen mal wandern“, verhüllt man den freien Tag lieber in: „Ich bin morgen schon belegt“ ... Wir kreieren damit eine Atmosphäre, in der Muße nicht vorkommen darf. Einsatz wird mit Stress verwechselt – zu Unrecht.

Andererseits: Wenn da etwas ist, das den Einsatz lohnt, dann muss auch gelernt werden, was „ganzer“ Einsatz bedeutet. Denn je länger je mehr sind wir alle ein bisschen angesteckt von der Atmosphäre unserer Gesellschaft, die, wie die Soziologen sagen, sich in unterschiedliche Segmente ausdifferenziert, die nicht mehr viel miteinander zu tun haben. Für die Einzelnen bedeutet dies, dass ihr Verhalten in dem einen Lebensbereich noch nicht über ihr Verhalten in einem anderen entscheidet. Eine die ganze Person und die ganze Breite des eigenen Lebens einfordernde Entschiedenheit liegt vor diesem Hintergrund fern.



Wenn christlich verstandener Einsatz nicht heißen kann, sich in unvernünftiger Weise selbst zu verausgaben, so ist es ihm doch fremd, sich nur partiell in die Sache des Glaubens hineinzugeben. Das gilt für jeden Christen, das gilt für den priesterlichen Dienst. Einsatz bedeutet nicht, sich verheizen zu lassen, Einsatz bedeutet aber wohl, sich ganz ergreifen zu lassen, sich ganz dem Einen zu verschreiben, zur Verfügung zu stehen. Es kommt nicht darauf an, atemlos von einer Verpflichtung zur anderen zu eilen. Entscheidend ist aber, ob ich in meinem Leben wirklich selbst auf das setze, was meinen Einsatz lohnt, oder ob ich in meinem Tun oder wenigstens nebenher letztlich doch ein anderes, eigenes Lebensprojekt verfolge.

An dieser Stelle dürfte es wichtig sein, darauf zu achten, wie das Substantiv Einsatz aufgelöst wird. Bedeutet es in erster Linie: „Ich setze mich ein“? Oder: „Ich werde eingesetzt“? Wer sich einsetzt, hat fest in der Hand, wieweit und wofür er sich einsetzt. Da können feste Grenzen gezogen werden – ich setze mich gern ein, aber unter den von mir bestimmten Bedingungen. Dagegen schwingt in dem „Ich werde eingesetzt“ fast schon Missmut mit: Ich werde einfach eingesetzt, ohne gefragt zu werden. Vermutlich ist die Verbindung von aktivem und passivem Moment gefordert: „Ich lasse mich einsetzen“. Diese Haltung enthält Zustimmung, die zugleich aber dem Einsetzenden Freiräume lässt, mich so einzusetzen, wie er es für richtig hält.

Diese subtile Verbindung von höchst aktivem Zustimmung und radikalem Sich-Loslassen wird wohl am besten im Gegenüber zum Sendenden erlernt. Denn das Gebet ist nichts anderes als sich in höchster Aufmerksamkeit Gott zu überlassen. Und darum ist das Gegenteil des Betens „nicht Nichtbeten, sondern Bequemlichkeit“<sup>7</sup>.

- *Die Zeit der Ausbildung sei eine Zeit des unbekümmerten Fragens: Lohnt es sich?*

Die Suchbewegung nach der Gestalt des eigenen Einsatzes ist unserer Zeit nicht fremd. Selbst bei noch so ausgeprägter Konsumhaltung gibt es nichts ohne Einsatz, Einsatz von Geld, von Zeit, von Energie. Schwierig wird es aber, wenn gemessen werden soll, ob es sich lohnt.

Lohnt sich der Einsatz? Lohnt es sich, Christ zu sein? Lohnt es sich, Priester zu sein? Übersetzt in umgangssprachlichen Jargon lauten diese Fragen: Was bringt mir der Glaube? Was bringt es mir, Priester zu sein? Was bringen mir die Lebensformen und Verpflichtungen, die ich da übernehmen soll?

Die derart selbstbezügliche Version solcher Fragen – „was bringt es *mir*?“ – ist nicht einfach illegitim. Wenn der Glaube, wenn die Begegnung und die

<sup>7</sup> K.-H. Menke, *Handelt Gott, wenn ich ihn bitte?* Regensburg 2000 (Topos Plus 331), 70.

Gemeinschaft mit Gott, die der Glaube ergreift, wenn der Einsatz selbst nicht Erfüllung des Menschen wäre, dann lasst uns essen und trinken und unsere Erfüllung, solange es geht, woanders suchen, denn bei Gott werden wir sie nicht finden. Wie könnten wir die christliche Botschaft getrost weitersagen, wenn wir nicht glauben würden, dass uns Leben in Fülle erwartet? Wie könnten wir anderen den Ernst des Christseins zumuten, wenn wir nicht überzeugt wären, dass ein noch so dorniger Selbsteinsatz Glück in sich birgt? Wie könnten wir jungen Menschen zumuten, Priester zu werden, wenn fraglich wäre, ob sie darin auch ein ganz persönliches Glück finden können?

Die Frage, ob es sich lohnt, ist darum nicht mit Verweis auf die geforderte Selbstverleugnung einfach vom Tisch zu wischen. Die Zeit der Ausbildung ist eine Zeit der Prüfung, ob der begonnene Weg der richtige ist. Würde hier die Erfahrung fehlen, wie die eigenen Anlagen, Strebungen, Sehnsüchte durch den angestrebten Beruf und die damit verbundene Lebensform – ein Leben des Gebetes, Verzicht auf die Ehe – Erfüllung finden, dann wäre dies kein gutes Zeichen.

Allerdings muss die Frage: Was bringt mir das? auch aufgebrochen werden. Hier ist die ungute Spielart der Individualisierung, die den eigenen Lebensweg ohne Rücksichten auf andere sucht, zu überwinden. Gefordert ist eine zweifache Öffnung der Fixierung auf die individuelle Kalkulation.

In die eigene Wertskala gilt es einzutragen, dass sich im Einsatz Gottes manches lohnt, was weltlich gesehen vergeblich ist. Und es gilt freizulegen, wie lohnend es ist, zum Gelingen des Lebens anderer Menschen beizutragen. Vorausgesetzt ist ein radikaler Perspektivenwechsel, wie ihn Liebende mit ihrer Liebe zueinander, Eltern mit der Freude über ein Kind wenigstens anfangs geradezu mitgeschenkt bekommen – ein Perspektivenwechsel, den diejenigen, die keine Familie gründen, wohl auf eine bewusstere Weise einüben müssen.

So müssen andere Kriterien des Glücks entdeckt werden als die heute vielzitierte wellness. In Abgrenzung davon hat sich die christliche Rede von Freude die nötige Tiefendimension zu bewahren. Als Kriterium, ob ein Weg für einen Menschen stimmig ist, spricht Ignatius von Loyola, nicht umsonst ein Meister der Spiritualität, wohltuend verhalten von Trosterfahrung, die er als Zunahme an Glaube, Hoffnung und Liebe beschreibt. Er knüpft an Beobachtungen in seiner eigenen Lebensgeschichte an: Nicht spontanes Vergnügen war das, worin sich seine Lektüre der Heiligenbiographien von der Lektüre der gewohnten Ritterromane unterschied, sondern nachfolgende Zufriedenheit und Freude. Vielleicht schlägt sich die Erfahrung, dass sich der Einsatz lohnt, auch in einer tiefen Dankbarkeit nieder, die selbst in schwierigen und trockenen Zeiten noch durchhält: Dankbarkeit über die Ge-

meinschaft mit dem sendenden Herrn, der selbst seine Sendung bis zum Kreuz gelebt hat und die Seinen, die gesandt sind wie Er, nie allein lässt; Dankbarkeit im Blick auf die Menschen, denen der eigene Dienst gilt.

In einer Zeit, in der alles von den Verlusten redet, wird das Lohnende des Einsatzes auch nicht an den Zahlen zu messen sein. Selbst wenn man nicht gleich in den gegenteiligen Jubel über das Gesundshrumpfen einstimmen will, ist auch hier eine Gewissenserforschung von uns allen angesagt. In-geheim schummeln allzuvielen noch an den Statistiken herum. An den Zähl-sonntagen kann man sich vor Familiengottesdiensten nicht retten, und erst wenn einfach nichts mehr zu vertuschen ist, wird das Schwinden eingestanden, nun mit großem Lamento, im Grunde immer noch gebannt von Zahlen. Ob es sich lohnt, ist nicht an Statistiken ablesbar, es ist wohl eher im Gebet zu erfragen, das auf den großzügigen Sämann schaut, der unbesorgt um statistischen Erfolg seine Botschaft sendet. Die Priesterausbildung sollte in diese Großzügigkeit einführen, um damit zugleich auch pastoralen Leistungsvorstellungen zu wehren.

Gott selbst hat uns angeworben zu einem Einsatz, der sich lohnt, weil er vom Selbsteinsatz Gottes durchwirkt ist. „Selig der Knecht, den der Herr damit beschäftigt findet, wenn er kommt“ (Lk 12,43). Selig wohl nicht nur, weil Lohn zu erwarten ist, sondern weil der Herr im anvertrauten Auftrag das Seinige mitteilt und uns zu Freunden gemacht hat (Joh 15,15). Die Freude daran gilt es zu entdecken, und es gilt, andere in sie hineinzuführen.